

Der Kampf um den Mann.

Roman von Carry Brachvogel.

18. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Dieses Verlangen nach ihr fiel ihn an. O, sie mußte zu ihm zurück! Er wollte sie sich wiedererobern, sie im Sturm nehmen, so wie damals, als er zuerst um sie geworben hatte.

Die Erinnerung an den eigenen Erfolg straffte seine zusammengeknüpfte Gestalt, letzte ein flehendes Nicken auf seine blauen Lippen. Sie würde schon wieder mit ihm kommen, das war er gewiß! Wenn auch nicht gerade wieder nach Jena, so doch nach Berlin. Und das mit Jena ließ sich länger unaufrichtig arrangieren. Man konnte sie ein wenig der Winter über nach dem Süden schicken — das fiel jetzt gerade sicher nicht an! Der Standal, den er ebenfalls wie Marie vermeiden mußte, war dann verhütet; höchstens zog man nach Berlin. . . . Und wenn gleich die Reichshauptstadt nur drei Stunden von Jena entfernt lag, für ihn sollten Kaufleute und Akademiker zwischen den zwei Städten sich breiten, das schon er sich zu. Das war er nicht nur Franzj fähig, sondern auch sich, seiner eigenen Ruhe und seiner Zukunft.

Er setzte sich an den Tisch, aber dem die elektrische Birne leuchtete, und begann einen Brief zu schreiben — nach Jena. „Es kann so nicht weitergehen, Marie! Ich muß endlich wieder leben können, wie ein anderer Mensch auch, ohne die beständige Angst vor Entdeckung und Standal — ohne die niederdrückende Scham Deinem Mann gegenüber.“ Er länger er aber zu ihr sprach, je lebendiger er sich melancholisches Kindergeicht zu sehen, ihre kleine, süße Stimme zu hören meinte, um so schwächer ward sein Widerstand. Und schließlich klang's wie der letzte Aufschrei eines Verzweifelten: „Ich tue, was Du willst! Dich und Dein Glück — nichts anderes kann ich mehr wollen. Rede Dich also nicht aus, ich werde die Sache hier zu einem guten Ende führen. Du hast mir so viel gegeben, daß Du um mich nicht, gar nichts verlieren kannst.“

Er überließ seine Jellen und fand alles ganz unendlich, sich selbst auch. Er war so verwirrt in all seinen Gefühlen und Ausdrücken, daß er sich gar nicht mehr zurecht fand. Was wollte er jetzt eigentlich? Franzj? Marie? Jena? Berlin? Er hatte die Empfindung, als ob sein Kopf ganz ausgenommen und leer sei; das Gehirn mit dem Denkerwerden war sicher weg, nur Blutströme rauchten dunkel, zischend drin hin und her.

Ein Glück nur, daß es gegen diese schrecklichen Zustände ein sicheres Mittel gab. Ein Mittel, das er, wie manches sonst, Marie Copevius dankte. Ein herrliches, wirksames Mittel, das ihn ihr wie in einem Geheimbund gefielte.

Die kleine Silbernadel und das Gläschen mit der wasserhellen Flüssigkeit. Zwölftes Kapitel.

Es klopfte an Franzj's Tür.

Das Mädchen öffnete nur einen Spalt. Es wollte kein Licht nicht sehen lassen, sonst hätte kein gutmütiges Mädchen am Ende verraten und die alte gnädige Frau und die Frau Mittelmeister wollten ja doch, daß es eine Heberkennung sei.

„Fräulein Doktor, 's is Besuch da!“

Franzj lag am Fenster und hielt ein Buch auf den Knien. Ele hatte lesen wollen, aber ihre Gedanken waren davon gelaufen, weit weg . . .

Sie wandte den Kopf ein wenig nach der Tür.

„Sagen Sie's doch der gnädigen Frau!“

„Gnäd' Frau schick mich ja grad!“ Frau Doktor sollten doch gleich ins Wohnzimmer kommen. Frau Doktor werden sie länger sehr freuen, hat die auch' Frau g'lagt.“

„Schön, ich komme gleich!“

Sie trat vor den Spiegel, zu prüfen, ob sie auch unbedeutend aussähe, nicht vermeint, nicht unordentlich. Die Lösung der Familie, ihren Leuten kein Spiel machen, war auch die ihre, entsprach ihrer beherrschten Natur. Wer immer es sein mochte, der da zu Besuch kam — er sollte nicht wissen, wie es um sie und ihre Seele stand.

Während sie noch mit dem Stamm durch ihr hochstehendes Haar fuhr und einen Buderhaug auflegte, begann sie sich, wie wohl da sein konnte. Sie dachte es nicht. Wahrscheinlich irgendeine Anstaltsfreundin, mit der sie sich in jeder Beziehung nur eine Dual, ein Weingier, der sie die Müde, Zwang, Kommode zu spielen.

Sie trat ins Zimmer, blieb in hilflosem Schreck einen Augenblick an der Tür stehen, ganz wie damals, als sie ihren Mann zum erstenmal hier gegenübergekommen hatte. Stilllos aber nur einen Atemzug lang. Gleich richtete sie sich in trostiger Anbiederung auf.

„Du? Was willst du von mir?“

Er trat unsicher einen Schritt zu ihr hin, streckte ihr die Hände entgegen.

„Franzj!“ Seine Stimme klang weich und betörend.

„Jaß das alles!“ sagte sie rauh, „für dich bin ich nicht mehr Franzj, nie mehr.“

Nun hob ein langes Ringen zwischen den Gatten an, ein Ringen mit Worten, das sie beide mehr erhitte, grausamer verlegte, als wenn sie mit blinkenden Waffen gekämpft hätten. Doktor Benedikt hatte sich die Sache weit einlässiger geübt. Er hatte gemeint, daß die junge Frau, die zu ihm aufgesehen wie zu einem höheren Wesen, daß sie dem Bauer seiner Schmeldereien erliegen, dem Reich seiner Neuen Glauben sünden sollte. Aber diese starre, hartnäckige Gestalt, die da an der Tür lehnte und mit einer trockenen Stimme redete, die ihr gar nicht zu gebären schien, das war nicht mehr die Franzj, die er früher gekannt hatte. Nicht mehr die demütige Braut, die sich klein neben ihm fühlte, nicht mehr die junge Frau, die stolz auf ihn und wissenschaftlich im Übermaß mit leuchtenden Augen unter seinen Studenten saß. — Das war ein bis ins Tiefste beiliebtes Weib, das gewachsen war unter dem Schicksal, das er ihr auferlegt, und das ihm hart, entschlossenen gegenüberstand, die ne Schwänle, keine Verzeihende, sondern eine Antäherin —

„Spare dir a le Worte, alle Beteuerungen, ich gebe nicht mehr zu dir zurück!“

Er wollte versuchen, ihr klarzulegen, wie alles gekommen sei, vor allem verjähre, die Fiktion aufrecht zu halten, daß die Ehe kein geliebtes sei, aber sie schritt ihm mit einer Weise das Wort an.

„Laß alle Augen, sie helfen gar nichts! Ich weiß, und lasse mich nichts ausreden. . . Ich bin von dir gebelirtet worden, weil ihr ein Wuschängeleid gebraucht habt! Augen! das doch, wenn du kannst! Leugne es! Herrgott, leugne es doch!“

Sie war nicht vor ihm hingetreten und warf ihm die Worte ins Gesicht. In ihrer Stimme klang es wie ein Auffschrei, ein Zug gewaltiger Ermattung trat in ihr Antlitz, als hoffte sie alle ihre Anfechtungen zu Boden schlagen sollte. . . .

Er senkte die Augen, schämte.

„Siehst du, du kannst nicht einmal mehr leugnen! Und das — das — das kann ich dir nicht vergeßen. Wenn du mich betrogen hättest, wie Frauen sonst wohl betrogen werden, biß, weil der Mann ihrer mißde ist oder eine andere ihm momentan besser gefällt — siehst du, das hält's verunmündet! Unter Schmerzen und Tränen, aber ich hält's verunmündet! Güt's verunmündet müssen! Aber das, daß gar kein Zug zwischen uns ist, an dem du mich nicht gebelirtet hast, daß du von allem Anfang an, immer, immerfort gelogen und betrogen hast, daß alles gelogen war, jedes Wort, jeder Fuß, jede

Sämlis, auch Kältegrade und hohe Wärmegrade schließen sie aus. Keuchstatterien sind somit nicht thermophil, weil Siebeigle die Deutlichkeit aufhebt. Das Fleisch wird auch infiziert, wenn es in der Nähe eines phosphoreszierenden Fleischstückes gelegen hat. Auch Gegenstände, die Phosphor absorbieren, können es leuchtend machen, und die Phosphoreszenz ist ohnehin nichts anderes, als ein allmähliches Verbrennen von Phosphor zu phosphoriger Säure. Zur Verfestigung der Phosphoreszenz empfiehlt sich die Behandlung der infizierten Gegenstände und Räumlichkeiten mit Essigsäure oder Salzsäure und vor allem die Befestigung morscher oder fauligen Holzes in den Aufbewahrungsräumen des Fleisches.

Die Fleischbeschauungsgebung enthält keine Anweisung über die Beurteilung leuchtenden Fleisches; dasselbe ist genutztauglich ohne Einschränkung, weil es der menschlichen Gesundheit in keiner Weise schädlich ist.

Bunte Zeitung.

Das ruinierte Rußland.

Eine bolschewistische wirtschaftliche Monatschrift bringt die Reihe der Bittern über die Kohlenfelder, die Produktion und die Arbeitsteilung im Sowjet-Rußland. Aus einer Statistik der Arbeiterarmee geht hervor, daß die Zahl der Arbeiter fast um das Doppelte in die im Betrieb zusammengekommen hatte, während die Produktion um das Dreifache zurückging. Die Kohlenfelder und vor allem die Kohlenereiden sind so gut wie aufgebraucht. Die gewaltigen Metallvorkommen des Landes nützen nichts, solange es an Hilfsmaterialien fehlt und die Verarbeitungsleistungen nicht behoben werden. „Auf dem zweiten Kongress der Bolschewistischen Kommission in Moskau,“ so schreibt die Zeitschrift, „wurde die Frage über den gewaltigen Rückgang der Produktion sehr ausführlich erörtert, wobei festgestellt werden konnte, daß der Bedarf an verschiedenen Gegenständen, Zirkeln, Maßstäben und Rohmaterialien für die Herstellung der Produktion nur in der Höhe von 1 v. H. befriedigt werden kann. Daß die geamte Produktion nur auf angesammelten Reserven der früheren Regierung basierte, wurde von dem Kongress ohne jede Einschränkung festgestellt. Der Kongress hat seiner Zeit alle Produktionszweige des Wirtschaftslebens durchgesprochen und ist einmütig zur Heberzeugung gekommen, daß die Produktion, ungeachtet der hohen Arbeitslöhne und einer Verdoppelung der Zahl der Arbeiter, fast völlig zum Stillstand gekommen ist.“ Es scheint auch in wirtschaftlichen Dingen bei den Sowjets mehr bedacht als gehandelt zu werden. Das Kopfzerbrechen über den fändigen Rückgang, ja man kann sagen den völligen Ruin der russischen Industrie ist eigentlich überflüssig. Die Ursachen liegen so klar auf der Hand, daß alle Debatten darüber nur immer wieder zu dem einen Resultat führen können, daß der Kommunismus der Ruin des bolschewistischen Lebens ist.

Das untertunnelt Jernsalem. Auch vor den heiligen Städten des Orientenents macht das Bellen der Technik nicht Halt. So ist kürzlich ein großartiger Ingenieurplan für Palästina, dem „Schö“ zufolge, von einem norwegischen Ingenieur namens Albert Hierz ausgearbeitet worden; er verjährt das Jel, das Mitteländische Meer und das tote Meer durch große Kanalisationen miteinander zu verbinden. Der Plan sieht einen Tunnel von etwa 60 Kilometer Länge vor, der von Jbba nach Beitan führt und unter Jernsalem durchgeht, um Wasser zu dem tieferen Ende des Jordanflusses zu führen. Von der Stelle aus soll das Wasser durch Röhren bis zu dem Niveau des Toten Meeres geleitet werden, und dort eine Kraftstation mit elektrischen Maschinen die Wasserkraft in Elektrizität umwandeln, um auf diese Weise Licht und Kraft dem ganzen Lande mitzuteilen. Die Kraftstation soll auch dazu verwendet werden, um die Wasserzufuhr vom See von Genesareth zu regulieren und damit die Bewässerung von einigen Hunderttausend Acres Landes in die Wege zu leiten. Sodann soll die dadurch erlangte Kraft zum Betrieb von Wassermotoren in der Gegend des Toten Meeres und in den Ebenen von Sodom und Gomorra genutzt werden.

Wästerausführung für Jernsalem. Das auch der praktische Sinn der Engländer von durchtauchenden Schwämmen nicht frei ist, beweisen die fälschlichen Maßnahmen, die die britische Militärkommandantur für die in Jbba lebenden Truppen getroffen hatte. Die Internierung brachte kürzlich aus den Bekänden der Jernsalemverwaltung rund 25 000 Paar gekürzte Wollhandschuhe zum Verkauf, die dazu bestimmt

waren, die Hände der am Äquator lebenden britischen Soldaten warm zu halten. Außer diesen Handschuhen wurden aber den afrikanischen Truppen auch noch Stahlhelme geliefert, die die englischen Soldaten für alles möglich verwendeten, aber nur nicht für den Zweck, dem sie dienen sollten. Die Londoner Blätter wissen des weitern von der Sendung mehrerer Tonnen Quecksilber nach Afrika zu berichten. Wozu in einer Wüste, in der es keine Berge gibt, wo vielmehr alle Transporte durch Kamele befördert werden, dienen sollten, weiß allein die britische Internierung.

Ein erstlicher Abenteuer. Die Jpner Geheimpolitik hat kürzlich einen Abenteuerer origineller Art verhaftet. Es ist ein etwa 24jähriger Mann, der in Bombay geboren ist und sich Swawachy Koy nennt. Er tritt sehr elegant auf und spricht fließend sechs Sprachen. Daß gibt er sich für einen englischen Kapitän aus, bald für einen Hindupringen, der freundschaftliche Beziehungen zu mehreren Sultanen pflegt. Dank seinen klingenden Titeln und seinem vornehmen Auftreten gelang es ihm, Bankiers, Gastgeber und Privatpersonen h nters Licht zu führen und sie zu brandstiftigen. In den letzten sieben Jahren ist er unter vielerlei Namen an den verschiedensten Plätzen aufgetreten. In Konstantinopel erschien er als Agent einer fremden Macht, und in Persien sah man ihn in der unmittelbaren Umgebung des Schahs. In Heidelberg war er als Hörer an der Universität eingeschrieben, außerdem tauchte er in Ägypten, Rom, Wien, Interlaken, Mailand und London auf. In Marseille gab er sich für einen Prinzen Sng, einen intimen Freund des Sultans Mohammed Aga Khan, und für ein Delegierten zur Jernsalemkonferenz aus. In Lyon schloß sich seine Person den Bürgerlichen und Militärsoldaten als englischer Kapitän mit geheimen Aufträgen an.

Die „weiße Kohle“ Jpnt Mexiko. So zahlreiche Vorteile auch schon bei dem Vergleich zwischen der Elektrizitätsgewinnung aus Steinkohle und der Stromerzeugung durch Wasserkraft zugunsten der letztgenannten Art aufgeführt wurden, man hat bisher doch verjährt, zu berechnen, welche der beiden Methoden die wenigsten menschlichen Arbeitskräfte zur Bedienung der Generatoranlagen erfordert. Diese wichtige Frage wurde jetzt, wie die „Electrical World“ mittelt, durch die Praxis selbst beantwortet. Und zwar ebenfalls mittels zugunsten der „weißen“ Kohle. Die amerikanische „Alabama Power Gesellschaft“ betreibt ein nach allem Sätzen mit Dampfmaschinen arbeitendes Kraftwerk. Um dort 1000 Kilowatt Elektrizität zu erzeugen, sind durchschnittlich 13% Arbeiter erforderlich. Dagegen benötigt man in einer Kraftanlage, die ganz in der Nähe des Alabamawerkes arbeitet und von Wasserkraften gespeist wird, zur Erzeugung einer gleichen elektrischen Energiemenge lediglich sechs Arbeiter.

Literatur.

Die freie Liebe bildet das Leitmotiv in Katharina Botzky's neuem Roman „Das verbotene Paradies“ (Kürschners Bücherstab Nr. 1238, Hermann Hilger Verlag, Berlin W. 9.) — An dem unglückseligen Geschick einer jungen leidenschaftlichen Liebe zeigt die weitbekannte Dichterin, daß nur der im tiefsten Leid gehärtete Charakter Meister seines Schicksals zu werden vermag. Wenn der Roman auch nur von zwei Einzelmenschen spricht, so müssen wir ihm doch für die feinsinnige Einlichkeit in die Kulturfragen des Liebesproblems Allgemeinmängigkeit zusprechen. Die großen Gedanken des Buches sind durch eine innige, an poetischen Kleinodern reiche Sprache und durch herrlichen Humor künstlerisch gemildert und uns menschlich nahe gebracht.

Tiefste Wunder der Frauensee deutet Albert von Trenck in seiner Erzählung „Die Witwe mit dem goldenen Ring“ (Kürschners Bücherstab Nr. 1237, Hermann Hilger Verlag, Berlin W. 9.) — Eine echte dichterische Verjährt zeigt er nicht in seiner herrlichen, farbenprächtigen Sprache allein, nein, vor allem in jener höchsten Kunst der Seelenschilderung: im Verschweigen Alles zu sagen. Als die Geschichte einsetzt, stehen die Herzen in Wüte und ettel Sonne strömt über die Welt. Mitten hinein aber greift der Tod zu. Wie nun die Witwe den Kampf des geliebten Verarmtens gegen das leidbittige Leben erleidet und sich endlich innerlich klärt und erhebt, das ist schicklich reiste Kunst! Erschließt des Wortes und der Bilder verbindet sich mit erschütternder seelischer Spannung zu einem Werte, das unbedingt und stark bereichern muß. — Eine ganz ins Menschliche gehendete Kriegserzählung „Der Erste“ ist beigegeben.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 43 Gernert 4520.

Bemerkung über die - diese - Daß ich gar keine Erinnerung hab', nicht die kleinste, armeliche, an der nicht diese eckeligen Lippen stehen - nein, nie verzeih' ich dir das! Und darum komm' ich nie mehr zu dir zurück!

Jorn liegt in ihm auf, Jorn, daß sie ihn bis zuletzt durchschaute und mit so verwegender Klarheit aussprach, was sie in ihm sah. Seine männliche Güteleit war tief verletzt, daß die Frau immer noch von Digna sprach, wo er doch längst schon ihre Verzeihung erlöst hatte.

Mit einer bräutlichen Bewegung ergreift er ihre Hand.

„Du mußt zurückkommen!“

„Wer will mich zwingen?“

„Wir beide haben nicht mehr allein auf der Welt. . . Das Kind. . . Im Namen des Kindes mußt' ich dich zwingen, mit allen Mitteln zwingen, zu mir zurückzukommen!“

„Verzeih' es!“

Er haßte sie einzufachstern.

„Das Geiz steht mir zur Seite.“

„Wie? Muß jede Frau zu dem Mann zurück, der sie betrogen hat, nur weil sie Mutter ist?“

„Das Kind ist zwischen uns. An dem Kind habe ich auf jeden Fall ein Recht, ein einziges Recht, das ich mir nie nehmen lasse. Das Kind bindet dich, Franzl. Sei also klug. Ich gehe dir ja zu, daß ich mich in gewissem Sinn an dir verzeih' habe, nur in gewissem Sinne, hörst du? Ich habe dich um Verzeihung gebittet und dir gezeigt, daß ich keine . . .“

„Weil ich ihre Briefe gefunden habe! Hät' mir ein Zufall sie nicht in die Hand gespielt, so wärdet du gar nichts bereuen, sondern ruhig weitergehen! Und mit dieser ungedruckten Reue meinst du mich zu zwingen? Meinst, mich zu zwingen, weil ich ein Kind trage? Nie. . . nie. . . gar nie! Das Kind gehört mir, mit allem, das soll nichts wissen von einem Vater, der so gut lägen konnte wie du. Das soll nie wissen, daß es in Digne empfangen worden ist, daß sein Vater schamlos, unerbittlich log, vom ersten Tage an, da er die Mutter umging.“

„Du warne dich, Franzl, treibe mich nicht zum Neuesten, mach dir nicht einen Feind aus mir. Glaube, ich spreche vor nichts zurück, wenn du unversöhnlich bleibst. Um des Kindes willen bring' ich dich, so oder so.“

„Zwing mich nicht! Aber erst mußt du mich zwingen, daß ich das Kind auch zur Welt bringe!“

Er brach zurück.

„Das - das - ein Verbrechen könntest du -?“

„Aber kann ich - nur nicht zu dir zurück!“

„Du bist irrinnig! Du gehst in eine Heilanstalt.“

„Auch der Scheidung vielleicht! Aber erst die Scheidung.“

Damit verließ sie ihn. Es blieb ihm nichts übrig, als zu gehen.

Franzl hatte kaum die Kraft, sich wieder nach ihrem Zimmer zu schleppen. Als sie die Haustür ins Schloß fallen hörte und als er wußte, daß ihr Mann fort sei, ging sie mühsam und stöhnend nach dem Speisezimmer, um sich ein Glas Wein zu holen. Sie hatte kalte Hände und überhaupt das seltsame Gefühl, daß ihr Körper nie mehr erwärmten könnte. Sie hätte so gerne die Mutter oder eine der Schwestern bei sich gehabt, aber gerade heute waren sie alle ausgegangen, ogentlich sie sonst so häuslich geworden waren.

„Als sie ins Speisezimmer trat, traute sie ihren Augen kaum. Wie? Hatte Mama denn zu Abend Gähne geladen? Warum fanden auf dem Tisch, Silbergläser, Sektflasche und daneben im Keller eine Glasdose Sekt. . . Erlaunt trat sie näher an den Tisch. Nur zwei Gedecke waren aufgelegt. . . auf jeder Serviette lagen ein paar Rosen, wie für ein Liebespaar.“

Eine tiefe Ate flieg in Franzls Wangen. Sie erkannte Dignas sorgende und ach! so lastige Hand! Die Krone begannen zu glitzern, sie mußte sich setzen. Das also hatten sie gewollt! So hatten sie allesamt gemeint, sie zu überlisten! Wie Schuppen flieg' ihr von den Augen. Arrangiert war alles gewesen, einfach arrangiert. . . sie hatten ihr kommen lassen und auf seine alte Wacht über sie vertraut. . . Und was dann seine Reue, seine Bitten vielleicht nicht erreichen konnten, das vollendete der Sekt, der Rausch einer Verzeihungsbüchse mit Wein und Sekt. . . Warum auch Sekt wenn sie alle so distret weggegangen, so widerwärtig distret! So wenig beziffren sie von dem, was ihr geschehen war und was geschehen mußte, daß sie meinten, all ihr Herzleid ließe sich in einem Champagnerglase erlösen. . .

Sie brach in Weinen aus, sie wollte, wie sie nie zuvor gemeint hatte, nicht einmal in den letzten, armen Tagen

von Zena. Sie fühlte zum erstenmal, daß sie allein, ganz mutterseelenallein war auf der Welt.

Epät erst kamen die anderen nach Hause, Mama zusammen mit Digna, Tilde war auf eigene Faust in die Stadt gegangen oder vielmehr geflücht worden, denn sie hatte gar kein Vertrauen zu der ehelichen Verzeihungsbüchse gezeigt. Aus ihrem schweren Leib heraus, das ja in gewissem Sinn dem Leid der Schwester glich, bezog sie, daß die Dinge anders gehen würden, als Dignas Optimismus sich's und der Mama ausmalte. Aber sie war mit ihrer Ansicht vollkommen übereinstimmend und überredend worden.

„Tilde, das verzeih' du nicht! Du warst nie verheiratet und wehst also nicht, daß Scheute sich immer wieder zusammenfinden, zusammenstehen müssen.“

„Mühsam!“ sagte Tilde trocken. „Wir werden ja sehen, wer recht behält.“

Frau von Meer und Digna waren völlig niedergeschmettert, als sie sahen, daß die Sektflasche noch im Keller lag, die kalten Platten und Stühleketten unberührt standen.

„Sie ruiniert uns.“ schrie Frau von Meer weinend, „ruiniert sich und uns. . . Was soll man denn hier aus mit ihr anhangen?“

Sie schürten nun auf Franzl ein, bedrängten sie mit Boreisungen, mit Bitten, zuletzt mit Drohungen.

„Im Haus bei uns kannst du nicht bleiben, das mußt du doch erkennen!“

„Franzl, liebe, gute Franzl! Überleg dir's doch - er wird Broessor in Berlin! Denk doch, wie schön! Was du da für ein Leben haben wirst!“

„Und er bereut es, glaub nur, Franzl, er bereut es. . . es kommt nie wieder vor!“

„Denn an den Kind, Franzl, du darfst doch deinem Kind nicht den Vater nehmen.“

„Und wenn das Kind erst da ist, wird alles anders sein. . . ein Kind erbt der Frau viel.“

„Franzl, du darfst uns das nicht antun!“

„Franzl, du mußt wieder zu ihm, um jeden Preis. . .“

„Denn an deine Pflicht, Franzl!“

„Was wär' das für eine Liebe, die gleich bei der ersten Enttäuschung aufhören wollte.“

So redeten Frau von Meer und Digna auf sie ein; Tilde hatte sie nur mit einem mißbilligen Blick angesehen und ihr lei-e die weichen Haare aus der Stirn gestrichen.

„Arm's Häscher! Du bist auch nicht zu neiden!“

Damit war sie aus dem Zimmer gegangen.

Franzl saß auf ihrem Bett, den Kopf geent, die Arme im Schoß. Vor ihr lauerete Digna, freudevolle ihre Hände und entwarf glänzende Zukunftspläne von Ehen, Frau von Meer stand daneben, weinte, bettete und schalt admselnd die Tochter, der die Tränen in Strömen über's Blasse floss nicht rannen. Franzl wußte nicht mehr, was um sie her eigentlich vorging, sie hörte nicht mehr deutlich, was die anderen sagten. Es rauschte in ihrem Kopf und vor den Augen beschwamm ihr alles. Sie wußte nur noch eins: „Sie wollen, daß ich ja sage, daß ich kann doch nicht.“

Ihr war zumute wie einem, der sich in dem Bergen versetzen hat und an eine winzige Felskante geklammert über den Abgrund hängt. Er muß schreien, ob ihm der Atem schwillt, ob die Finger sich im Krampf brechen wollen, schreien. An der er winzigen Felskante hängt ja sein Leben. . . Aber immer heftiger wird der Drang, den angepönten Rücken Gefährdung zu gönnen, immer unversöhnlicher das Verlangen, die verkrampften Finger zu lösen. . .

Eine bleischnere Müdigkeit überkam Franzl. Digne es zu wissen, daß sie hier. Jetzt sag' ich halt ja, damit ich endlich meine Ruhe habe und schlafen kann!“

Sie hob den Kopf, sah die Mutter an. . . Öffnete die Lippen. . .

„Franzl!“ schrie Digna entsetzt und wollte die Schwester zwisehen Waschen und Weinen in die Arme schließen. Aber Franzl schloß die Lippen wieder, ihr Gesicht sah plötzlich ganz versteinert und grünlich aus. Ein furchterlicher Schmerz gerieth ihren Körper. . . sie schloß, griff nach dem Herzen. . . dann in die Luft. . . stürzte ohnachts von Betrand hinter, daß Digna sie gerade noch auffangen konnte, ehe sie mit der ganzen Kraft des Falles zu Boden schlug. . .

Nun war für viele Wochen keine Rede mehr von einer Rückkehr nach Zena, man wußte ja nicht einmal, ob Franzl mit dem Leben davonkommen würde. Und auch als sie zum erstenmal wieder als matte Melancholische in den Thron saß, konnte keine mehr sie an ihre Pflicht gegen das ihr geborene mahnen. Die Anstrengungen jenes Tages hatten ihre Mutterhoffnungen zerstört.

Gaul und das Pferd.

Juni 50. Geburts- und Tausch-Gaul, 22. Oktober.

Der folgende Artikel konnte mit Genehmigung des Verlags Casier zum Teil der zum Geburts- und Tausch-Gaul geplanten Heftchen zu entnehmen werden, die zum 22. Oktober erscheint. Die verzeihlichen Redaktionen werden gebeten, diesen Artikel nicht vor dem 20. Oktober zu veröffentlichen, da Professor Gaul durch die Heftchen überaus beschäftigt werden soll.

Deutschlands unbedrängter erste Tierbildner - aber seine Kunst hat sich nicht nur auf dieses Spezialgebiet beschränkt - kam am 22. Oktober zum 50. Mal den Tag feierlich begehen, an dem er 1839 in Groß-Müggeln bei Hamun geboren wurde. Jede größere Galerie besitzt heute ihren „Gaul“ oder gar mehrere, meist in Bronze, seltener in Marmor, gewöhnlich Tiere, von denen der Meister Bären, Löwe, Enten, Schafe, Tiger, Affen, Ferkeln am meisten liebt, wie er sie auch in Steinzeichnungen festgehalten hat, oder auch Medaillen und Plakette. Unter den Glanzwänden, die zum 22. Oktober in Gauls Atelier im Berliner Brunnenweg hängen werden, ist auch eine Zeichnung, die der Direktor Waldmann von der Bremer Kunsthilfe im Auftrage vom Verlag Paul Casier, Berlin, verleiht, die die ausgedehnte des Paktler gezeichnet ist und sein Werk in 40 Tafeln zeigt.

Warum hat Gaul niemals ein Pferd modelliert? Die Frage, die ich schon manchem seiner Verehrer aufgebracht hat, beantwortet und begründet n. a. auch Waldmann. Mit Gesehmung des Verlags können wir die e allgemein interessierende Stelle schon heute unsern Lesern bieten.

August Gaul hat noch nie ein Pferd modelliert. Trotzdem es doch Künstler sind, die uns darüber belehren, daß nicht dem menschlichen Körper der höchstentwickelten Organismus der des Pferdes ist - August Gaul, der große Tierbildner unserer Zeit, fähigt sich von ihm nicht angezogen.

Es gibt keinen Zufall in der inneren Geschichte der Kunst. Man in der äußeren. Man mag es immerhin als einen glücklichen Zufall ansehen, daß Gaul als junger Mann, als Kunstgewerbe Schüler in Berlin, einmal, bei einer Schillerrolle eine Dauerkarte für den Besuch des Zoologischen Gartens gewann und vom nächsten Tage ab zu seinen hertzlichen Stimmungen gehörte, vom morgens sechs bis neun vor Mitternacht und schließlich während der Nacht in diesem Hause einen äußeren Anlaß zur Erklärung für eine notwendige innere Tendenz nehmen und den blinden Wurf des Würfels spielen, der Gaul zu Tieren führte: Das mit dem Pferd ist aber gewiß kein Zufall. Es ist nicht so, daß Gaul an Pferden vorüberginge oder dachte, daß Pferd sei durch die „Magone“ vor der Nationalgalerie oder den Hofe, aber in Bremen erwidert und haben nun für längere Zeit nichts mehr zu sagen. Sondern der Bericht kommt aus der tiefen Vergangenheit, viel ursprünglicher und zugleich doch auch wieder viel kunstgeschichtlicheren Sphären. Das Pferd stellt für Gaul keine reine Art mehr dar. Selbstverständlich nicht im zoologischen Sinne, sondern ausschließlich im künstlerischen Sinne keine reine Art. Das Pferd erscheint ihm ebenso wie der Hund, der Gefährte des Menschen, wohl nicht tierisch oder, mit ganz bestimmter Wortführung ausgedrückt: wohl nicht animalisch genug. Anders läßt sich diese auffallende Erscheinung nicht gut erklären.

Denn August Gauls Kunst lebt nun einmal im Element des Natürlichen. Sie ist reich an Erfindung und so sein an Beobachtung, und im gleichen Augenblick so einfach in der Empfindung, daß sie die Formen, die sie hinstellt, so hinstellt, als sei vor ihm, vor August Gaul, noch nie jemand auf den Einfall gekommen, ein Tier zu modellieren; als existiere keine ägyptische Katzenbrone und kein griechischer arabischer Stier, kein persischer Löwe und kein Tiger von Barye. Wenn Gaul ein Tier studiert, wenn er es zeichnet, wagt er von Malen immer und immer wieder, bis er es auswendig weiß, beobachtet er sich in dieser harten, tagelangen Arbeit soviel Unlust, daß er imstande ist, dieses Tier als die freieste, eben geläutete Leistung des reinsten Schöpferganges anzusehen. Ein wenig erlaubt über das Tierliche, das so ganz anders aussieht als das Menschliche. Aber auch als Amateur-Schöpfer, ein wenig verständnislos, aber da denkt: „Du Bild, wenn du da an der Schulter nicht diesen Knappen hältst, dann wärdet du gar nicht lebensfähig.“ - Gaul sieht von außen in die Schärfer und Geiente eines Tierorganismus hinein, er fähigt mit scharfem Blick die für ihre Lebendigkeit und Lebens-

fähigkeit entscheidenden Punkte und hängt nun das Gerüst von Knochen und Fleisch, von Haut und Haar und Federn an diesen Punkten an. So kommt es, daß seine Tiere so nah wirken, als seien sie nie durch Menschen und zoologische Gärten und unzählige Bildhauer verdröhren worden. Seine Tiere kommen alle aus einem glücklicheren Zeitalter, sie sind der Schöpfungsgeschichte näher an die Gegenwart, die wir nicht länger wahrnehmen. Von Karte sie für die Figuren die er Gezeichnete halten und ihnen, wenn sie nicht so „häßlich“ wären, eine gewisse Identität ausstrahlen. Vor manchem seiner Tiere möchte man betraue sagen: „Wiso sie hätte es eigentlich werden sollen, wenn der Darwinismus nicht in der Welt wäre!“

Das Geheimnis des leuchtenden Fleisches

Schon manche Hausfrau hat wohl gelegentlich, sei es wohl Schreden, sei es voll Erstaunen die Beobachtung gemacht, daß ihr Fleischbrot, soweit man heututage von „Korben“ überhaupt sprechen kann, im Dunke zu leuchten begann. Die e Eigenheit des Fleisches war bereits Aristoteles bei manchen Meeresarten und beim Fleisch geschlachteter Tiere bekannt. Mäher bei er eben wird jedoch das Phänomen erstmals von Gortius als Aquaplanes im Jahre 1692, als in Rom der röh auf dem Meer eines geschlachteten Kalbes leuchtend wurde. Im Jahre 1780 wurde nach einem anderen Bericht bei einem Fleischhauer in Dresden der gesamte Fleischvorrat leuchtend. Der Physiologe C. von Wedde hat mitgeteilt, daß in Wien Anfangs der 50er Jahre einem Metzger alle Würste leuchtend wurden. Wueh beobachtete 1877 in Wien, daß Schreinerfleisch, welches in einem Speisegebäude in einer Schale aufbewahrt war, ein solch intensives grünliches Licht verbreitete, daß sich Personen beim Scheine des Leuchtens erkennen und an der Tafelgenusse die Zeit richtig ablesen konnten. Seitdem liegen in der fleischphysiologischen Literatur zahlreiche typische Fälle von Dunkel-leuchten des Fleisches geschlachte er Tiere vor. Gotteswiner berichtet in der Wochenschrift für Tierheil- und Viehz., daß zwei arme Frauen sich je ein Hund Schweine- und Rindfleisch gekauft und das beide in einer dumpfen Kammer aufbewahrt hatten. Bei Tageslicht betrachtet, stellten beide Fleischsorten eine „tabelle e, scharfe, unbeschriebene, scharfe, vollkommen glunde“ Ware vor; bei der Unterzucht in einem dunklen Zimmer aber (a) Gotteswiner, daß die dem Schweinefleisch festhaltlichen Phosphoreszenz und deren Umgebung so hell leuchteten wie hellglühendes Eisen.

In der genannten Zeitschrift wird noch ein anderer ähnlicher Fall beschrieben: „Von einer angesehenen Familie wurden aus dem ersten Fleischhauer: „Hä!“ in W. fog. Rindfleischstücke gekauft, die aus einem Rindfleisch sehr Pfeffer und Salz, ohne Anstrich behandelt und in Winddärme eingehüllt waren. Die Würste wurden in einer Porzellan-schale in einem nicht beleuchteten Kofchen mit offener Tür aufbewahrt und zeigten nach vier Tagen eine sehr starke Phosphoreszenz. Wueh's wurden noch von dem erwähnten Metzger die Würste zur Untersuchung gebracht, und er sah die eben im dunkeln Zimmer hell leuchten. Es wurden eine kleine intens. bläulichweiß leuchtende Perlen, etwa 20-25 im ganzen bemerkt. Obwohl die Würste mit einem Tuch trocken getrieben wurden, leuchteten sie dennoch, und zwar nach der Prozedur fast intensiver. Die Würste selbst waren noch ganz frisch, rohen wie frisches Fleisch und wurden auch später ohne alle Folgen mit großem Appetit von dem Metzger verzehrt, der sie, um alle Weiterungen auszuschließen, bereitzwillig zurückgenommen hatte. Und auch Baranski beobachtete in einem Aufbegehungsraum das Leuchten von Fleisch; trotz Desinfektion und Luftzug war diese Erscheinung nicht zu beseitigen, erst als ein morscher Balken, die Quelle der Infektion, aus dem Lokal entfernt war, hörte das Leuchten auf.“

In morschen, faulendem Holz finden daher die Leuchtbarkeiten den geeignetsten Nährboden, und diese müssen die Ursache des Dunkel-leuchtens von Fleisch angesehen werden. 1877 konnte Wueh Leuchtbarkeiten nachweisen. Solche fand man auch im Fischfleisch, dessen Phosphoreszenz seit langem bekannt ist. Cl. Barzel und Cl. Huxton stellten 1879 fest, daß das Leuchten des Hummer's (eszenzen) auf Bakterienwirkung zurückzuführen ist. Wueh bezieht kein Zweifel mehr darauf, daß das Leuchten des Fleisches auf eine Infektion mit speziellen Leuchtbarkeiten zurückzuführen ist. Auch auf Fleck und Rot sind die eben bismelnen nachgewiesen worden. Es sind mehrere verschiedene Arten und Rassen, welche, ihre Lichtentwicklung durch Bakterien. Die Leuchterscheinung beschwindet bei allen Photosbakterien mit dem Eintritt der